

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 13

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman
[Fortsetzung]
Autor: Flückiger, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668709>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rütli

9

Sie nahmen Drinks auf der Terrasse. Annes Vater sass auf der Brüstung und sah zu den bewaldeten Hügeln hinüber, deren Grün reich und warm war, solange die Sonne noch über ihnen stand. Philipp wusste, was der Mann dachte: er sah, so wie er selbst auf dem Herflug, den Artikel in der «New York Times» und vielleicht auch im «Wall Street Journal»:

«Anne Monroe, die Tochter des bekannten Maschinenfabrikanten, vermählte sich mit Philipp Rigot, dem jungen Chef des alten schweizerischen Bankgeschäfts. Das junge Paar wird sich in New York einrichten und einen Teil des Jahres auf dem alten Familiensitz in Zürich verbringen ...»

Philipp fühlte einen Frieden in sich, den er verloren hatte, seitdem er heimgekehrt war, ein geheimes Einverständnis mit Monroe, mit Anne, mit der «Times» und der Welt. Vielleicht war es nur ein Spiel, aber man konnte es ernst genug nehmen, um damit sein Leben auszufüllen. Er würde die Angelegenheit mit dem Bild ... nun, vielleicht würde er noch einmal versuchen, sie selber in die Hand zu nehmen, obwohl wirklich kein Zipfel zu sehen war, den er hätte anpacken können ... Vielleicht würde er die ganze Sache jetzt doch der Polizei übergeben — hatte nicht Bauer ihm von Anfang an dazu geraten? Dann würde er sich ganz dem Geschäft widmen, und vielleicht schon in einem Jahr — ach, warum eigentlich? — schon in ein paar Monaten würden sie die Verlobung öffentlich bekanntgeben und bald heiraten. Warum nicht?

2

Er hatte Bauer zum Nachtessen gebeten und — mit einem leichten Gefühl des Unbehagens — auch Gerson ... und schliesslich noch Katia. Die Theres war glücklich gewesen über die Einladung: endlich waren wieder Menschen im Haus, und vielleicht würde es so werden wie früher? Philipp hatte sie am Brunnen getroffen, wo sie Kresse für den Salat schnitt. Als er zu ihr trat, stand sie auf, keuchend, und erklärte: «Das Fräulein kann sogar etwas Deutsch!» Er erinnerte sich, dass Patricia sich immer geweigert hatte, deutsch zu sprechen, und dass der Theres deswegen eine Zeitlang eine junge dumme Gans (wie sie sagte) vor die Nase gesetzt worden war, die vom Haushalt so viel verstand wie die Theres von der Gernsjagd, dafür aber der Herrin schöntun konnte in ihrem Kauderwelsch.

Also sogar die Theres würde mitspielen, wenn er Anne heiratete.

Dr. Bauer und seine Frau kamen zuerst an, und Philipp war überrascht zu sehen, wie sehr er Annes Vater glich. Die beiden Männer gehörten zur gleichen Generation, sie hatten ihre Geschäfte durch die gleichen kriegerischen Zeiten geführt und waren gleicherweise grau geworden dabei, nur dass der Schweizer sein Haar glattstrich, während der Amerikaner es zu einer kurzen, etwas knabenhaften Bürste stutzte.

Nach einer Weile fuhren Gerson und Katia vor; Philipp eilte ihnen entgegen und begrüßte sie um so lebhafter, als er bei ihrem Anblick erneut ein inneres Unbehagen verspürte: es war ihm, als hätte er sie ungehörigerweise in eine Welt gerufen, die ihnen fremd war.

Dann kamen Anne und ihr Vater die Treppe hinunter, mit der Sicherheit der Menschen, die wissen, was ihnen zukommt.

Die Theres brachte die Drinks auf die Terrasse, vor das Eckzimmer mit dem schwarzen Flügel und den Stichen ... und Philipp erzählte von dem Tee mit Frau Preiter. Er erzählte es für Anne: er wusste, dass es ihr Spass machte, und er schlug den Ton zärtlicher Ironie an, den sie liebte. Anne würde Frau Preiter auch zum Tee haben wollen. Vielleicht würde sie sogar in ihre Mundartschule gehen, wenn ... nun ja, wenn sie heiraten würden. Und sie würde heimkommen und die rauen schweizerischen Gaumenlaute in der vornehm-zurückhaltenden Art der Frau Preiter aussprechen und vielleicht lachen dabei, ohne dass es ihr ein-

fallen würde, auf Frau Preiter herabzusehen. Trotzdem war ihm nicht ganz wohl dabei. Hörte nicht Katia zu ernsthaft zu? Vielleicht fühlte sie sich ausgeschlossen? Aber nein: sie beherrschte das Englische besser als er das Deutsche, und vielleicht war es nur aus Höflichkeit, dass sie sich etwas an Gerson anschloss . . .

Später, am Tisch, wurde das Gespräch vor allem von Bauer und Monroe bestritten. Die hatten gemeinsamen Boden: ihre Geschäfte. Monroe berichtete von den Eindrücken, die er in England gesammelt hatte, und die beiden Herren waren sich darüber einig, dass der Wohlfahrtsstaat einem das Leben sauer mache. Gerson hörte ihnen aufmerksam zu und warf dann und wann eine Bemerkung ein, wenn der gewandte, urbane Bauer ihn ins Gespräch zu ziehen suchte.

Dann hörte Philipp Katia sagen — wohl als Antwort auf eine Frage von Anne: «Ich will nach Israel gehen, wenn ich mein Studium beendet habe.»

«Wirklich?» fragte Anne zurück, höflich und gleichgültig. Philipp ärgerte sich; sie dürfte sich ruhig etwas mehr Mühe geben mit Katia. Er fiel ein:

«Sie müssen wissen, Anne, dass ich Katias Mut sehr bewundere. Ich glaube, dass es ein ebenso grosses Wagnis ist, nach Israel zu gehen, wie im achtzehnten Jahrhundert die Ueberfahrt nach Amerika.»

«O ja, natürlich», sagte Anne freundlich. Dann wandte sie sich ihrem Vater zu, der eben über die Beschränkungen schalt, die auch die amerikanische Regierung den Geschäftsleuten auferlege.

Jetzt war Philipp wütend. Was fiel Anne ein, Katia so zu behandeln? Schon zum Trotz würde er besonders aufmerksam sein zu ihr!

«Ich habe Sie, glaube ich, schon einmal gefragt, Katia, was Sie tun werden in Israel.»

«Und wahrscheinlich habe ich Ihnen schon einmal gesagt, dass ich es nicht sicher weiss. Erst muss ich wohl hingehen und mich umsehen. Am liebsten . . .»

Anne hatte sich ihnen wieder zugewandt.

«Am liebsten . . .?» fragte Philipp.

«Ach, das ist nur so ein Gedanke. Manchmal stelle ich dir vor, am liebsten möchte ich in die Wüste Negev gehen.»

«Das Leben ist sehr hart dort . . .»

«Sie dürfen mich eine Träumerin schelten. Aber der Gedanke drängte sich mir besonders stark auf, als wir auf dem Friedhof standen, wo Doublet und

seine Leute sind. Die Kirche auf den römischen Fundamenten: eine Welt, die weiterlebt und Reiche und Herrscher überdauert . . . All das gibt es auch in der Wüste; alles ist doch da: die Römerstrassen und die Fundamente, und es kann wieder lebendig werden . . . Sie wissen, dass man uns vorwirft, wir vergässen zweitausend Jahre Geschichte — o ja, sogar Professor Gerson tut das! — und wir sprächen von einer Heimkehr, als ob man, wie man so sagt, das Rad der Geschichte zurückdrehen könnte. Aber die Heimkehr ist etwas anderes. Sie sucht nicht Vergangenes zu retten oder wieder herzustellen. Die echte Heimkehr braucht das Vergangene so wie die Leute in Doublets Dorf die römischen Fundamente, auf die sie ihre neue Kirche gebaut haben. Ich weiss» — Katia lachte — «das klingt wie eine Sonntagspredigt. Aber ich kann es nicht besser sagen. Ich weiss nur, wie wir damals in Frankreich vor der Kirche standen und . . . nun, es war mir, als sei ich Zeuge eines Geschehens, das unsere Zeit, unser Dasein unendlich weit überragt. Tausend Jahre Geschichte hat das Kirchlein überdauert — vielleicht fehlt nur ein Jota . . . vielleicht fehlt gar nichts!, und es ist ein Sieg über die Vergänglichkeit. Und vielleicht ist das die Heimkehr?»

«Ich wusste nicht, dass Sie in Frankreich waren, Philipp», sagte Anne.

«Ich hatte noch keine Zeit, Ihnen davon zu erzählen. Geschäfte . . . Katia war so lieb, mich als Uebersetzerin zu begleiten.»

Anne blickte ihn an, dann antwortete sie auf eine Frage, die Bauer ihr stellte.

Es war noch immer fast taghell, als sie sich zum Kaffee auf der Terrasse versammelten. Der «Rebberg» lag noch in der Sonne; im Garten zirpten die Grillen; unten glitt ein Boot voll lachender Menschen vorbei.

Anne war die paar Stufen zu dem alten Brunnen unter den Platanen hinuntergestiegen und liess das kalte Quellwasser über ihre Hände fliessen: lange, schlanke Hände, andere als Katias, die rund und fest waren wie die eines Bauernmädchens. Die Sonne schien durch die Bäume und machte um Anne ein feines, fröhliches Muster von Licht und Dunkel, durch das sie sich anmutig bewegte.

«Sie ist sehr schön», hörte er Katias Stimme neben sich. Er machte eine ungeduldige Bewegung und wusste nicht, was er sagen sollte.

Dann bat ihn Anne, sie durch den Rosengarten zu führen. Er lud die andern ein, mitzukommen, und war froh, als alle sich ihnen anschlossen.

Der grosse Reichtum des Juni und frühen Juli war verblüht, aber die Floribunda trieben noch immer wild und unbekümmert ihre Büschel bunt-leuchtender Blüten.

«Die Teerosen werden erst im September ihre zweite grosse Zeit haben», erklärte Philipp, «aber sie sind doch den ganzen Sommer über da.» Und er zeigte ihnen die «Condesa de Santiago», deren goldene Knospen eben begannen, ihr kupferfarb-nes Inneres zu entblößen.

«Wie ein Mantel, den man auf beiden Seiten tragen kann», lachte Anne.

Er wusste nicht, warum er an der «Sutters Gold» eilig vorbeigehen wollte. Doch Anne blieb bewun-dernd vor ihr stehen. Einmal mehr erzählte er die Geschichte des Schweizer Generals und des verlo-renen Goldes von Kalifornien, und während er es tat, erwachte in ihm das Gefühl, das ihn gepackt hatte, als er zum erstenmal von der Theres durch den Garten geführt worden war. Er war heimge-kehrt, aber Zürich war keine Heimat mehr. Sogar wenn Zürich und der «Rebberg» sich nicht ver-ändert hätten, sogar wenn Vater nicht gestorben wäre, bevor er ankam — sogar dann wäre es keine Heimat mehr gewesen. Er war es ja, der davon weggewachsen war, und man konnte, man musste vielleicht der Theres versichern, dass man immer noch der Philipp sei, aber man war es nicht mehr. Es gab keine Heimkehr — das wusste man doch, das war doch selbstverständlich! Vor ihm war schon eine lange Zeit vergangen, und Reiche und Herrscher waren aufgestiegen, und manchmal blieb von einigen eine Tafel: «Gestorben für Frankreich».

Katia hatte ähnliche Gedanken gehabt, als sie stumm vor dem Kirchlein gestanden hatten. Nun — es war wohl kein so ausserordentlicher Einfall. Jedermann mochte an die Römerzeiten denken, wenn er vor einem so alten Bauwerk stand, und daran, dass seither auf der Welt allerhand ge-schehen war. Aber Katia hatte weiter gedacht als er ... an andere Römerdenkmäler, und nicht so sehr an die Vergangenheit als an die lebendige Gegenwart und an den Teil, den sie daran haben würde. Sie war drin im Leben ... sie spielte nicht.

Und als sie zum Fluss kamen und vom Bootsteg ins dunkle Wasser blickten, da wusste er wieder, dass der Artikel in der «Times» und vielleicht im «Wall Street Journal» nur ein Spiel waren, und er fürchtete, dass sie ebenso sehr zur Vergangen-heit gehören könnten wie die Wasserräder.

Als die Gäste sich verabschiedet und Anne sich zurückgezogen hatte, blieb Monroe noch zu einem letzten Drink. Jetzt müsste Philipp die Worte sagen, auf die Anne und ihr Vater warteten. Wenn er es jetzt nicht tat, würde er es vielleicht niemals tun. Aber er plauderte ohnehin von New York und Geschäften und war erleichtert, als Monroe ihm gute Nacht wünschte.

X. KAPITEL

1

Philipp atmete auf, als der Mailänder Zug an-fuhr mit Anne und Monroe in einem Abteil erster Klasse. Er hatte den von Anne sicherlich erwar-te-den Vorschlag, sie mit dem Wagen über den Gott-hardpass zu fahren, nicht über die Lippen ge-bracht. Der Besuch war vor allem eine Belastung gewesen. Annes Zurückhaltung nach dem ersten Abend war schwerer zu ertragen gewesen als eine offene Frage. Nur, was hätte er antworten können auf eine solche? Sie hätte die Suche nach Almond nicht ernst genommen: dazu war doch die Polizei da. Und wenn die Polizei nichts vermochte — warum sollte dann gerade er seine Haut zu Markte tragen? Aber dunkel wusste er auch, dass es nicht diese Sache war, auf die er keine Antwort hätte geben können; ja, es war unfair von ihm, ihr solche Einwände in den Mund zu legen, denn viel-leicht würde sie sogar mit Eifer helfen wollen. Was so schwer zu beantworten war, das war etwas anderes. Es hatte mit Katia zu tun, und wie konnte man das Anne erklären? Es war gewiss nicht, dass er in Katia verliebt war — ach du lieber Gott, was konnte ihm ferner liegen als das! Es war, dass Anne zu den Wasserrädern und (wenn auch höhe-ren) Knabenspielen gehörte und Katia nicht.

Doch nun Anne fort war — was war zu tun? Die Entmutigung, die ihn auf der Rückfahrt von Genf bedrückt hatte, überkam ihn von neuem.

«Was kann ich denn noch tun?» klagte er Ger-son, zu dem er sich geflüchtet hatte, um nicht allein zu sein. «Ich bin sicher, dass Wohlwend mir mit diesem Levelu und mit Doublet eine faule Aus-rede gegeben hat. Dem Levelu traue ich nicht, der ist mir zu freundlich und wedelt zu eifrig mit dem Schwanz. Und wenn Doublet der Held war, für den ihn alle halten, dann hat er nie einen Rappen von den hunderttausend Franken gesehen. Aber wie kann ich das beweisen?»

«Weiss Wohlwend, dass Doublet tot ist?» fragte Gerson.

Philipp dachte nach. «Eigentlich hat er von Doublet gesprochen, als ob er noch lebte ... Jedenfalls hat er mir nicht gesagt, dass er tot sei oder unter welchen Umständen er sein Ende fand. Könnte es sein, dass er davon nichts weiss? Das würde vielleicht bedeuten, dass er wirklich nur mit Levelu in Verbindung stand und dass jemand, der von Doublets Tod wusste, diesen erst vorgeschoben hat, als wir dem Geld nachforschten? Und dieser eine könnte nur Gregorianu sein: der ist gerade der Mann, solche Ereignisse wie die Erschiesung von Doublet zu kennen und bei passender Gelegenheit zu verwerten! Vielleicht ist das ein Weg? Wenn ich Wohlwend dazu zwingen kann, seine Beziehung mit Doublet klarzustellen ...»

«Zwingen?»

«Ich kann es versuchen. Ich kann ihm sagen, dass wir nicht so sehr nach dem Verbleib des Geldes als nach Almond selber suchen. Wenn er das, was durchaus möglich ist, schon weiss, verrate ich ihm nichts. Und wenn er es nicht weiss ... dann kann ich ihm vielleicht Angst machen damit?»

Gerson nickte.

2

Zum drittenmal wurde Philipp in die Bibliothek gewiesen. Wohlwend liess ihn warten, und er ging den Bücherwänden entlang. In einer dunklen Ecke waren ein paar zerlesene Bände aufgestapelt, die nicht zu den übrigen — den alten Ledereinbänden, den hübschen Pappbänden des neunzehnten Jahrhunderts oder den hellen, kühnen der modernen Franzosen — passten: ein gutes Dutzend oder mehr der billigen Broschüren, die einem zu raschem Erfolg, zu gewandten Umgangsformen, zur Beredtheit oder zu Freunden verhelfen sollen. Er nahm eine von dem Brett und öffnete sie; zahlreiche Stellen waren rot angestrichen ...

Als er draussen Schritte hörte, legte er die Broschüre rasch zurück; es war ihm unangenehm, gerade dabei ertappt zu werden.

Wohlwend schien noch unruhiger als früher. Aber vielleicht war das nur, weil er ihn unruhig wünschte?

«Ich habe versucht, die Angelegenheit mit der Bezahlung des Bildes durch meinen Vater klarzustellen», begann er. «Aber ich bin auf unerwartete Schwierigkeiten gestossen. Sehen Sie, die Erben von Almond behaupten, von der ganzen Sache nichts zu wissen und, vor allem, dass das Geld verschwunden sei ...»

Wohlwend hielt den Kopf gesenkt und schien eingehend das Muster des Teppichs zu studieren.

«Ich bin nach Paris gefahren und habe mit den Erben gesprochen. Bei dieser Gelegenheit habe ich auch Herrn Levelu besucht.»

«Levelu?» fragte Wohlwend.

«Ja. Und nachher ... Doublet.» Philipp wartete.

«Und was sagte er?»

«Nichts. Er ist im Krieg erschossen worden.»

Wohlwend fuhr auf. «Erschossen!»

«Ja. Wussten Sie es denn nicht?»

Wohlwend studierte wieder den Teppich. Es war ein alter Seidenteppich.

«Seltsam, dass Sie das nicht wissen. Wenn man jemandem so viel Geld anvertraut, kennt man ihn doch gewöhnlich recht gut.»

«Natürlich kannte ich Doublet gut. In Paris ... vor dem Krieg.»

Der rostfarbene Rand des Teppichs war abgetreten. Da und dort sah man noch Spuren eines labyrinthischen Motivs. Es mochte eine chinesische Arbeit sein.

«Und Sie haben sich nie mehr nach Doublet erkundigt? Sie haben sich nie darüber verwundert, dass Sie nichts von ihm hörten?»

«Das verstehen Sie vielleicht nicht ganz richtig, Herr Rigot. Die Kriegszeit ... und nach dem Krieg war alles so anders; es gab viele neue Sorgen, viele Umstellungen ... man hatte wenig Zeit für Vergangenes.»

In die verschlissene gelblich-grüne Seide war ein Motiv von blauen und roten Vögeln eingeknüpft.

«Es war ein Schreckensereignis für das Dorf. Die SS-Truppe hat nicht nur Doublet erschossen, sondern auch alle um ihn, deren sie habhaft werden konnte.»

«Doublet? Alle? Es ist entsetzlich!»

«Ja. Und jetzt gibt es niemanden mehr, der über die Verwendung des Geldes Bescheid wüsste.»

«Aber Almond selber hat doch Ihrem Vater den Auftrag erteilt, das Geld an den Hilfsverein zu überweisen.»

«Gewiss. Nur ... Almond ist kurz darauf ... er versuchte schwarz über die Grenze nach der Schweiz zu kommen. Dabei ist er ... verschwunden.»

«Was!» Wohlwend war erregt aufgesprungen. «Das ist ja ...»

Er fasste sich wieder. «Davon haben Sie zuvor nichts gesagt.»

«Vielleicht verstehen Sie nun, wie wichtig es wäre, über die Verwendung des Geldes Bescheid zu wissen.»

(Fortsetzung folgt)